

Nr. 237 Bydgoszcz / Bromberg, 15. Oktober 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wenn sie nur etwas zu tun hätte!

Nicht einmal Briefe darf sie schreiben. Eine Karte an Mirjam? Nein, gar nichts. Gar nichts darf sie tun.

Sie kann einmal in den Salon gehen und sich die Bilder anschauen. Das verpflichtet zu nichts. Wenn sie schöne Bilder hat, wird sie sogar eins kaufen. Das verpflichtet auch zu nichts. Sie muß sich vorläufig noch in acht nehmen. Sie muß endlich daran denken, ihre eigene Sache zu ordnen. Sie verbummelt ja einen Tag nach dem andern. Gerade als ob sie gar keine Lust mehr hätte, ihren Plan auszuführen.

Natürlich hat sie Lust. Aber sie weiß noch nicht, wie, sie weiß noch nicht, wo sie sich hinwenden soll. Wenn sie nur mit einem einzigen Menschen darüber reden könnte! Aber es ist niemandem zu trauen.

Außerdem hat sie sich mit diesem Schweden zusammenbestellt. Es war eigentlich eine Dummheit. Er würde in sie dringen, das kann sie sich denken. Sie brauch ihn nicht zu treffen. Das wird besser sein. Sollte er wirklich nach Paris kommen, so wird er sie nicht mehr erkennen. Bis dahin hat sie sich die Haare färben lassen. Er wird ihr nur Unannehmlichkeiten machen. Daß sie sich ihm gegenüber überhaupt verraten hat! Sie kann das nicht verstehen. Das waren die Nerven. Das war aber auch diese prickelnde, kitzelnde Vorfreude, endlich frei zu sein. Oder aber war das schon das Bedürfnis nach diesem Spiegel, dieses unheimlich drängende Bedürfnis, einem Menschen zu sagen, wer man wirklich ist? Das mochte wohl so sein. Wenn sie ihn aber jetzt treffen würde, müßte sie sich bei ihm nicht noch mit viel mehr widerspiegeln? So würde es wohl kommen. Dann müßte sie ihm wohl auch ein kleiner Dank sein? Es ist schon besser, sie trifft ihn nicht. Aber sie weiß es noch nicht. Dagegen kann sie jetzt sehr gut verstehen, wie Hugo Leinweber dazu kommt, in einer Weinstube einer wildfremden Dame zu sagen, wer er eigentlich ist. Er hat wohl auch hie und da das Bedürfnis nach einem solchen Spiegel. Da schau einmal an — sogar diese abgebrühten Genossen! Ja, in den Menschen lernt man wirklich nie aus.

Die Bilder dieser Künstlerin sind nicht nur gut, sie sind ausgezeichnet.

Wie schnell das geht — schon ist sie vorgestellt. Yvonne Rochet. Eine feine schlanke junge Dame. Nur viel zu blaß unter diesem dunkelbraunen Haar. Sie ist krank. Oder sie hat Sorgen.

Wie leidenschaftlich und doch wie diskret Yvonne Rochet für ihre Bilder wirbt. Ja wirklich, sie braucht Geld.

Nach einer halben Stunde sitzen die beiden Damen schon in einem Café zusammen und Tatjana weiß auch bereits aus dem Munde Yvonne Rochets beinahe alles das, was sie von Leinweber erfahren hat.

Tatjana weiß aber vor allem, daß Yvonne Rochet niemals etwas mit Politik zu tun gehabt hat, natürlich hänge sie an ihrem Bruder und billige auch seine Ansichten, er sei doch schließlich älter und erfahrener und ihre Familie sei natürlich niemals in dem radikalen bürgerlichen Lager gestanden —, aber was habe denn das mit ihrer Kunst zu tun? Gar nichts. Und doch: heutzutage alles. Die schönen alten Sitten Frankreichs schwänden so langsam dahin, besonders aber die Ritterlichkeit und die Toleranz. Hätten diese Landschaften, die sie gesehen habe, hätten diese Studien, so frage sie Fräulein Morand, auch nur das geringste mit Politik zu tun? Nein. Natürlich nicht. Und nur, weil ihr Bruder Ligist sei, müsse sie, müsse ihre Kunst jetzt darunter leiden. Sie habe ihr Handwerk gelernt, sie sei jetzt Kunstmalerin und sie wolle davon leben. Aber man lasse sie eben nicht leben. Freilich komme einmal eine andere Zeit, natürlich, sie sei schon im Heraufziehen begriffen, da werde das gute, das ritterliche, das alte Frankreich wieder seine Auferstehung feiern können.

Tatjana wird diesem tapferen Fräulein auf jeden Fall schon einen Vorschuß geben, aber mit ganz anderen Absichten als sie Leinweber im Auge hat.

Nein, hungern sollte dieses Fräulein nicht. Tatjana freut sich richtig darüber, ihr jetzt Geld geben zu können, Beschützerin spielen zu dürfen, Mäzen — sie wird diesem Fräulein sehr viel abkaufen. Ein Bild nach dem anderen, die ganze Ausstellung — nein, das auch wieder nicht. Da würde dieses Fräulein in dem Geld ein Almosen sehen und nicht die klingende Anerkennung ihrer Kunst. Aber nur Geduld, hungern soll sie auf keinen Fall, Tatjana wird schon etwas einfallen.

Tatjana sagt, sie möchte das Blumenbild kaufen, das rechts neben dem Eingang an der Wand gehangen habe, es sei mit sechshundert Frank ausgezeichnet gewesen, das finde sie eigentlich zu wenig, ob sie es für tausend Frank haben könne, bei ihr finde sie eine Käuferin, die das Bild zu schätzen wisse.

Tatjana wartete die Antwort gar nicht ab, sie sieht auch die ungeheure Überraschung in den Augen Yvonne Rochets gar nicht, denn sie kramt gerade in ihrem Täschchen herum und zieht einen der schönen Scheine heraus.

„Ja?“ frägt Tatjana und reicht den Schein hin.

„Nein, da sgeht nicht — sechshundert Frank, mehr nicht, mehr auf keinen Fall!“

Das klingt sehr energisch.

„Gut, dann lassen wir die vierhundert Frank gleich stehen für ein zweites Bild — ich werde in den nächsten Tagen wieder vorbeikommen, ist es so recht?“

Yvonne Rochet ist einverstanden, allerdings nur zögernd. Merkt sie etwas?

Tatjana bittet sie, ihr Bild in das Hotel schicken zu lassen.

Yvonne Rochet versteht es ziemlich gut, ihre große Freude gedämpft auszudrücken. Erst jetzt blickt sie mit prüfenderen Blicken auf diese Frau. Wer ist diese Frau? Yvonne Rochet wird mißtrauisch. Sie hat allen Grund dazu — eine Engländerin oder eine Amerikanerin kann man sich als solche Kundin vorstellen, aber eine Französin? Dieses Fräulein Morand hat einen etwas eigentümlichen Akzent. Sie kann Lothringerin sein, das kann sie natürlich. Sie kann aber auch Auslandfranzösin sein, das kann sie auch. Dieses Fräulein Morand ist keine Pariserin. Aber Yvonne Rochet ist zu gut erzogen, um jetzt zu fragen. Auf jeden Fall ist dieser schnelle Kaufentschluß etwas merkwürdig. Yvonne Rochets Mißtrauen wächst. Frauen haben eine gute Witterung. Frauen können sich gegenseitig nur sehr schwer betrügen.

Tatjana ist so wach wie immer. Sie fühlt dieses Mißtrauen. Sie wird es in Kauf nehmen. Sie kann das Mißtrauen dieses Fräuleins verstehen. Nur Dummheiten soll dieses Fräulein nicht machen. Es wäre dann wirklich ihr eigener Schaden. Nicht durch Tatjana. Der Schaden käme ganz von selbst. Ohne daß Tatjana eine Hand zu rühren brauchte und ohne daß das Fräulein je erführe, warum denn nun gerade ihr das Leben so schwer gemacht wird. Sie wird dem Fräulein etwas sagen müssen.

„Nachdem der Prophet im eigenen Vaterland nichts gilt, werde ich einen guten Freund von mir, einen belgischen Journalisten, der mich in der nächsten Zeit besuchen wird, auf sie aufmerksam machen. Vielleicht läßt sich da etwas machen. Auf jeden Fall ist er an keine Pariser Clique gebunden."

„Das ist aber sehr nett von Ihnen, Fräulein Morand!" Das kommt jetzt offenherzig aus Yvonne Rochet heraus. So liegen also die Dinge! Da hätte sie mit Lothringen beinahe richtig geraten. Dann ist ja die Sache gut.

Frauen wie Tatjana können also sogar das Mißtrauen einer so sensiblen Frau wie dieser Yvonne Rochet verscheuchen. Mit ein paar Worten. Tatjana versteht ihren Beruf. Sie braucht sich noch nicht einmal arg anzustrengen dabei.

Dieses Mädchen soll noch ihre Freude an Tatjana erleben. Das hat sie sich fest vorgenommen. Ein solches Geschöpf soll man ins Unglück stürzen? Denn es wäre natürlich ein Unglück, wenn der Bruder in die Falle ginge. Es wäre nicht nur ein großes Unglück. Es wäre in diesem Fall die restlose Vernichtung eines Schicksals. Hier würde einfach eine Familie glatt ausgelöscht.

Tatjana wird alles tun, um das Schicksal dieser Yvonne Rochet nicht auszuwischen.

Tatjana hat eine Flasche Sekt kommen lassen. Sie sagt: „Um den Kauf zu begießen." Tatjana fühlt sich auf einmal so leicht, so beschwingt, so gehoben — das ist doch schön, wenn man etwas Gutes vorhat!" Tatjana möchte jetzt Tausende von diesen Yvonne Rochets vor sich haben und Tausende von diesen — natürlich könnte sie diesen Runemark auch auswischen, es ginge zwar etwas schwer bei ihm, das weiß sie, aber es ginge. Sie würde ihren Ehrgeiz dreinsetzen. Sie würde mit Leinweber oder mit wem, wer wollte, sogar auf eine bestimmte Frist wetten.

Tatjana hat den Wunsch, daß Runemark auch hier säße, Tatjana ist auf einmal ganz selbstlos: er könnte ruhig neben dieser Yvonne Rochet sitzen und ihre Hand in der seinen halten, und dann möchte sie dieser Yvonne Rochet und diesem Runemark das sagen: daß sie sich so darüber freut, daß sie die beiden nicht „auswischen" wird. Nicht auswischen will. Das ist doch die Hauptsache. Sie will nicht. Das ist doch gerade das Schöne daran.

Die Wangen Yvonne Rochets blühen auf. Yvonne Rochet hat schon lange nicht mehr die stille Wärme einer lauteren Kameradschaft und eines anerkennenden Blickes genossen. Diese Frau teilt diese Wärme ja geradezu verschwenderisch aus in Mienen und in Worten und Gebärden.

Tatjana schüttelt den Kopf und lächelt.

„Nein", sagt sie, „das hätte ich denn doch nicht geglaubt, daß ich heute noch eine so angenehme Stunde verleben dürfte."

Aber Tatjana hat den Kopf geschüttelt, weil sie an etwas anderes dachte. Weil sie daran dachte, daß nun diese Yvonne Rochet hier sitzt und gar nicht weiß, wie über ihr Schicksal gewürfelt wurde. Und gar nicht weiß, daß Tatajna mit falschen Würfeln spielt. Diese Yvonne Rochet ist ja seit einer Stunde zu einem ganz neuen Leben erwacht! Das ist ja eine ganz andere wie die, die Tatjana in dem Salon begrüßt hatte. Da ist nicht nur der Kauf daran schuld, sondern die Art, wie Tatjana diesen Kauf getätigt hat. Das Mädchen fühlt, daß es Tatjana in jeder Hinsicht gut mit ihr meint. Und dieses neue Leben könnte sie also zerstören, könnte sie so auslöschen, daß gegen diesen kommenden Schicksalstod jenes bleiche Leben, mit dem sie gequält und verzagt und verbittert und sehnsüchtig unter ihren Bildern gestanden hat, noch ein herrliches Leben zu nennen wäre, weil es wenigstens aufrecht in den Tod gehen könnte. Das ist es ja: gerade dieser aufrechte Gang soll gebrochen werden. Auf die Adern kommt es an im Marmor, auf die Perlen in der Krone. Auf die Eigenwilligen kommt es an bei den Völkern. Denn sie sind ihre Rippen.

„Ich würde mich freuen, Fräulein Rochet, wenn wir uns später einmal sozusagen auch ohne Geschäfte treffen könnten. Später einmal, denn in der nächsten Zeit werde ich viel auf Reisen sein."

Natürlich freut sich Yvonne Rochet, sie hat eine unbestimmte Ahnung, daß sie in dieser Frau vielleicht eine Freundin gewinnen kann. Sie weiß nicht, daß sie in ihr bereits mehr hat.

Tatjana bummelt über die Boulevards, geht durch Seitenstraßen, kommt wieder über belebte Plätze. Diese vielen Menschen! Ist ja noch so eine Yvonne Rochet drunter, noch so ein Runemark? Sehr wahrscheinlich.

Da stehen diese Häuser, stehen lange und werden aller Voraussicht noch sehr lange stehen bleiben. Und in ihnen hausen und an ihnen vorbei hasten die Schicksale, die ungebrochenen und die gebrochenen und diejenigen, die gebrochen werden sollen. Schreien diese Steine nicht.

Wie diese Menschen hier lachen können! Wie unbesorgt! Und wissen nicht, ob sie vielleicht morgen schon „ausgelöscht" werden.

Tatjana hat keine Lust, es ihnen zu sagen. Sie glauben es doch nicht. Wo steht denn das: und er kam zu den Seinen und die Seinen nahmen ihn nicht an?

Sind das nicht eigentlich die Ihren? Natürlich. Aber sie würden sie nicht annehmen.

Sie wird es aber eines Tages dieser Yvonne Rochet sagen und die wird glauben und die wird sie annehmen.

Und sie wird es diesem Runemark sagen und der wird es auch glauben und der wird sie auch annehmen.

Tatjana fühlt sich gar nicht mehr einsam.

Natürlich wird sie Runemark treffen.

Tatjana steht am nächsten Tage früher auf als sonst. Sie kann es auch, denn sie hat gut geschlafen.

Tatjana wird sich heute vormittag einmal einen fachmännischen Rat wegen ihres Haares einholen. Aber zuerst wird sie ganz gemütlich Kaffee trinken und Zeitung lesen.

Tatjana schnuppert an den Hörnchen herum — die riechen schön frisch.

Tatjana legt in einer hastigen Bewegung das angebrochene Hörnchen auf den Teller zurück und greift nun auch mit der linken Hand an die Zeitung —

Wie?

Großer Spionagefall aufgedeckt.

Ein Däne mit seiner Geliebten in Straßburg verhaftet.

Tatjana läßt die Zeitung etwas sinken und schaut mit großen Augen auf die gegenüberliegende Wand. Sie braucht gar nicht weiterzulesen, sie kann sich denken, was in der Meldung steht.

Haben sie ihn — haben sie ihn also?!

Tatjana schüttelt den Kopf.

Das gibt eine ganz neue Lage. Jetzt gilt es zu handeln. Ja. Aber wie? Nein. Nicht handeln. Ganz ruhig bleiben. Abwarten. Die Sache gespannt verfolgen. Sie haben ihn also.

(Fortsetzung folgt.)

Die „Baronin".

Skizze von Carola von Crailsheim-Rügland.

Jeden Morgen Punkt vier Uhr, ob es Winter oder Sommer war, kreischte der Wecker bei der alten Großmutter Barbara Engelhuber. Sie erhob sich sofort. Als ihr Schwiegersohn noch lebte, konnte sie liegenbleiben. Aber nun humpelte sie durchs Haus, weckte die Bäckerburschen, klopfte ihre Tochter heraus, die Resi, und zuletzt den kleinen Aloys, den Enkel. An einer einzigen Tür wanderte die Alte vorbei, an der der Enkelin. Laß sie schlafen, die Hedel, dachte sie mütterlich-zärtlich dabei, sie ist zart, niemand braucht das Waislein.

Die Großmutter arbeitete, die Mutter, die Bäckerburschen, der rote Hans und der lange Gottfried. Oben aber im ersten Stock schlief die blonde Hedel. Der fiel überhaupt keine Aufgabe zu, obwohl niemand recht zu sagen gewußt hätte, wie das eigentlich zuging. Es war einfach von jeher so.

„Bück dich nicht, Hedel", hatte die Resi gesagt, „ich komme schon." Oder: „Kannst ruhig dein Sonntagskleidchen anziehen, es steht dir gar zu schön, Hedel!" Und natürlich hatte das Kind sich nicht gebückt und freudig statt des geflickten Werktagszeugs den feinen Sonntagsstaat angelegt, denn sie war in ausgesprochenstem Sinn eine Evastochter.

Die alte Großmutter dachte manchmal, sie verdirbt das Kind, die Resi. Aber das tat sie keineswegs. Im Gegenteil, die Hedel wurde nur immer lieber, immer zutunlicher und gefälliger. Jedermann hatte sie gern, und daß sie nichts tat und nichts tun mußte, das war eben so hergebracht, daß niemand groß den Mund darüber aufriß. Nur, daß man bald das hübsche Mädchen die „Baronin" taufte. Und daß man eine Baronin ein bißchen höflicher, zuvorkommender, aufmerksamer behandelte als andere Sterbliche, lag auch auf der Hand.

Die Hedel ging spazieren. Sie hatte Zeit. Unendlich viel Zeit. Die Leute im Städtchen hasteten nach ihrer oder von ihrer Arbeit. Die Hedel betrachtete die Blumen an den Fensterbrettern der Apotheke, schaute sich im Schnittwarengeschäft die Stoffe an, guckte lange in den Spiegel, der dort zwischen Frottierhandtüchern hing. Neidische Blicke folgten der Hedel. Auch mancher begehrliche. Aber alle ließen sie kalt.

Im Sommer ging die Hedel schwimmen, lag im lauen Wasser auf dem Rücken, ließ sich treiben. Im Winter flog sie auf Schlittschuhen meisterhaft leicht über die gefrorenen Weiher und Teiche. Doch hin und wieder regte sich's in ihr: so kann es nicht bleiben. Ich bin zu ungebunden, zu frei.

Aber, wer sollte sie binden? Sie gab es auf, an Heirat zu denken, denn sie kannte alle Burschen im Ort, keiner von ihnen paßte zu ihr. Fort aber durfte sie nicht. Die Mutter hätte dies nie zugegeben.

Mitten im Sommer feierte die alte Engelhuberin den 80. Geburtstag. Die Backstube dampfte nur so von Kuchen und Torten, die ihr zu Ehren gemacht wurden. In der Frühe trafen die aus dem Städtchen ein, eine wahre Wallfahrt, und jeder wollte bewirtet werden, wie es Recht und Sitte war. So um drei Uhr aber traten die Berufsgenossinnen, die Bäckerinnen an, nicht nur des Städtchens, nein, die der weitesten Umgebung. In kollegialer Freundschaft saßen sie um den Tisch, lobten die Rüstigkeit der Geburtstägerin, priesen das eiergoldene Ausschauen des Gugelhopfes, sprachen dies und jenes. Da ging plötzlich die Tür, und herein trat, unerschrocken die Frauenversammlung störend, der „dumme Bauer". Er marschierte stracks auf die Großmutter zu, gratulierte ihr in frischen Worten, sagte, er habe es sich nicht nehmen lassen wollen, sie zu besuchen, denn er sei gerade heute früh in die Heimat zurückgekehrt. „So was, das ist aber recht, daß du wieder da bist, Ludwig", schrien die Frauen, und er mußte um den Tisch gehen und jeder die Hand schütteln, und dann bekam der Ankömmling den Ehrenplatz neben der Engelhuberin.

Ludwig Dalberger sah um den Tisch, traf die blauen Augen der Hedel, die braunen der Resi daneben, die schwarzen Schuhknopfaugen der Lieberbäckerin, die grauen der Ittnerin. Über alle sah er hinweg. Er war wieder zu Haus. Der Vater hatte ihm geschrieben, er wolle ihm den Hof übergeben, und war es auch nur ein gar kleines und geringes Anwesen, ihm, dem Ludwig, schien es herrlicher als ein Königreich.

In der Hedel tauchte ein Erinnern auf. Sie hatte den Ludwig gekannt als kleinen Bub. Sein Vater hieß der „dumme Bauer". Dabei war der alte Daxlberger besonders hell, und der Ludwig schaute auch nicht aus wie einer, der sich ein U für ein X vormachen ließ. Waren arme Leute auf dem Daxlbergerhof, die sich schinden und abrackern mußten.

Der Ludwig brach auf. Er wollte heim. Ihm brannte das Blut in den Adern nach Arbeit. Die Hedel machte sich am Küchenfenster zu schaffen, um ihm nachzusehen. Er hatte ein gebräuntes scharfgeschnittenes Gesicht, und wie groß er war!

Am nächsten Morgen warf die Baronin ihre weißen Schuhe in die Truhe. Nach dem einfachsten Gewand griff sie, nach der Schürze mit den langen Bändern und den Taschen. Denn ihre Hände zitterten ihr plötzlich, wenn sie an den Ludwig dachte, und es war gut, sie konnte sie in den großen Taschen verstecken. Nicht ein allereinziges Mal hatte er sie angeschaut, so richtig angeschaut, und doch, begreifen konnte sie es ja nicht, aber es war trotzdem so, es war so: die Hedel hatte sich in ihn verliebt. Hals über Kopf. Eine Leidenschaft hatte sie gepackt, etwas Siedendheißes lief ihr über den Rücken, wenn sie nur an ihn dachte. So also war die Liebe? Die Hedel ging den nicht weiten Weg nach dem Daxlhof. Er war ja noch viel kleiner und armseliger, als sie gewußt, und dennoch dünkten ihr die paar roten geflickten Dächer rein wunderbar. Wie zufällig näherte sie sich, trug Kamillensträuße, welche Pflanze die Großmutter als Tee schätzte.

Der Ludwig streute gerade im Hof den Hühnern Körner.

„Ach, du bist's", rief er ihr zu, wie sie draußen an der Hecke vorbeistrich. „Kannst nicht hereinkommen und mir helfen? Unsere alte Magd, die Rosina, is krank, und mei Vater kann auch nimmer recht bei der Hitzen — du schaugst grad so aus, als ob du nix zum tun hättst —"

„Ich bin aufm Kamillenzupfen", beschönigte die Hedel ihre Gegenwart. Und dann eilte sie herbei, nahm dem Ludwig den Korb mit den Körnern ab, warf nun selbst das Futter mit breiter Hand aus, daß die Hühner gackernd gerannt kamen.

„Ach so —", der Ludwig griff sich nach der Stirn, „jetzt fällt's mir wieder ein, die Baronin haben's dich ja geheißen. Du bist ja kei Arbeit gwöhnt. Nix für ungut, daß ich dich belästigt hab vorhin —" Er stand breitbeinig da und lachte: „Wo is denn nachher dei Baron?"

Da fuhr es in die Hedel wie Raserei. „In Trippsbrill is dena Leut ihr Baron", rief sie, was heißen sollte, in Nirgendland, und was kann ich für das Gerede. „Und bei euch, da henken zerrissene Betten zum Fenster raus."

Ludwig wandte das Gesicht. Ja, wirklich, da hatte die uralte Magd, die nimmer recht sah, ein Federbette mit zerlöchertem Bezug an die Sonne getan.

„Schaugst amal nach, Hedel?"

Sie flog eine Treppe hinauf, riß den Zeugen von Verlotterung vom Fensterstock. Sie drang in die Kammer der alten Rosina, fand nach eifrigem Suchen Wollknäuel, groben Leinenfaden, ungeheure Nadeln, „als ob die Rosina a Tapezierer wär!" Das bresthafte Gewebe brach unter der Gewalt der Stiche, und die Hedel lief wieder zum Ludwig.

„Dei Mutter, die muß doch noch an Vorrat ghabt habn, a Stück Baumwolltuch oder a Leinwand oder an Köper", fügte sie sachkundig bei. „Und wenn ihr der Büttner Max kei Handnähmaschin net aufghenkt hätt, da müßt ich straucheln —"

„Ka schon sei. Da suchst halt", sprach der Ludwig.

„Und an Zwirn? Wo hebt ihr denn den Zwirn auf?"

Er wurde gefunden. „Und jetzt brauchet i noch a Scher", heischte die Hedel. „Und a Petrolium, weil doch die Maschine verrost sei wird —"

Ludwig blieb vorm Haus, saß nieder, zündete eine Pfeife an. Die Hedel lief am Ludwig vorbei.

„Die Wäsch müßt mer ja brühen. Aber wenigstens liegst net mit an Lumpen im Bett."

„Kommst morgen wieder?" rief er der Enteilenden nach. Und dann stieg er in seine Kammer, fand einen steifen neuen Überzug über seinem Federbett.

Die Hedel kam wieder. „Bei euch müßt mer a Maurer sein", begrüßte sie den Ludwig. „No, so will ich wenistens eure Küchenanricht lackieren. Des Depfla Farb is bei uns übrigbliebn." Die Hedel verwandelte die altersgraue Anrichte in eine grasgrüne.

Ludwig gaffte das Werk an und höhnte: „Wannst sonst nix kannst, als das gsparte Baumwollzeug zerschneiden und an Laubfrosch in die Kichen stelln, Baronin . . .", hob er an.

Da ergriff sie eine unvorhergesehene Rednergabe. Zornentflammt rief sie:

„A Zinnkraut müßt her, daß mer eure Vieheimer und eure Kochtöpf scheuert. Und an die Fenster muß mer saubre Vorhäng henken. Und die Fußböden muß mer abkratzen, eh mer sie putzn kann. Und, und — im Hennenstall muß ausgemist werden, und im Garten muß das Unkraut fort, und der Jauchenpfuhl braucht nimmer vorm Haus sei, der kommt hintern Stall — —"

Die Reformen überstürzten sich.

„Willst beim Hennastall anfangn?" fragte der Ludwig gespannt.

Eine Stunde später erblickte er die Baronin, wie sie den Stall fegte, verkrustete Schüsseln im Bach abschruppte, Heu herbeischleppte und dann die aufgescheuchten Tiere durch neues Futter herbeilockte.

Da faßte sich der Ludwig ein Herz, trat an die Baronin heran, deren Gestalt und Frisur so merkwürdig unberührt von all der Schmutzarbeit geblieben, und fragte:

„Möchtest vielleicht die Dummbäuerin werden, Baronin?"

Die Baronin warf ihren Titel in die Luft und ihre Arme um Ludwigs Hals. Aber ehe sie dem Ludwig ihr Jawort gab, was hieß, aus einem elenden, verkommenen Hof eine anständige Heimstätte mit der Kraft der eigenen Hände zu schaffen, sagte sie leichthin, flüchtig:

„Hab ich vielleicht der Großmutter und der Mutter und den Bäckerg'sellen ihre Arbeit stehlen sollen? Ich hab mir überall alles abgsehn, ich kann alles!"

Die Probe.

Kurzgeschichte von **Götz von Riebelschütz.**

Wildnis ist in den Schluchten des Götterberges. Kühn neigen sich schroffe Felsen gegen schwindelnd tiefe Abgründe. Der Adler kreist.

Auf schmalem Pfade nähern sich zwei Männer und gewahren sich von ferne. Und bleiben stehen, voll Vorsicht und voll Mißtrauen.

„Jia su, patriotis!" ruft der eine und hebt die Schafshaut, angefüllt mit jungem Wein, den Gruß bekräftigend, empor. Der andere aber — ein Jäger mit scharfen Augen — tut ihm nicht Bescheid, denn einen Feind erkennt er in dem Hirten. Der schlug ihm jüngst die Hand der Schwester aus.

Schweigend gehen sie weiter. Aufeinander zu. Und jeder weiß: es gibt hier kein Entrinnen mehr. Trotzig schreitet der Hirt, der größeren Kräfte sich bewußt und sicher seines Sieges, ein Goliath. Klein scheint der Jäger, doch recht geschmeidig.

Aug' in Auge bleiben sie voreinander stehen, messen sich stumm. Ducken sich. Und beide greifen langsam rückwärts an den Gürtel nach der Waffe.

„Ich will deine Schwester!" murmelt der Jäger. „Überlege dir's! Noch ist es Zeit!"

„Meine Schwester will keinen Schwächling! Gehen wir!" Der Kleine reckt sich. Man braucht nicht weit zu gehen, um dich totzuschlagen!"

„Gehen wir!" beharrt der Hirt.

„Wohin?"

„Auf den Berg! Wir werden kämpfen auf dem höchsten Gipfel!"

„Um sie?" — „Um sie", bekräftigt der Bruder.

„Gehen wir! Einer von uns beiden ist zuviel! Und wer zuviel ist, den wird man morgen tot im Abrund finden!"

Der Hirt, der Riese, zuckt die Achseln. Und ein wenig, scheint es, lächelt er. „Vorwärts also!"

Und beide gehen. Gehen, gehen stundenlang. Pressen sich vorbei an steilen Klüften. Tasten sich entlang an glatten Felswänden. Schieben sich vorwärts, kriechend. Einer hält den anderen. Und beide helfen brüderlich einander.

Da endlich bleibt der Hirte stehen. Und mißt den Kleinen mit einem kurzen Blick, der ist nicht ohne Mitleid. „Ehe wir weitergehen", sagt er und streift die Ärmel auf, will ich dir noch meine Muskeln zeigen!"

Der andere wirft die Lippen auf: „Zu zeigen gibt es nichts!"

Und wieder gehen sie,. Gehen, gehen stundenlang. Bis eine Schlucht sie aufhält. Der Hirte löst ein Seil. „Halte dich!" sagt er. „Aber warte! Ehe wir weitersteigen, will ich dir mein Messer zeigen!" Und er entblößt die Klinge. Zwei Bauernhände ist sie lang und scharf wie das Messer beim Barbier.

„Gib das Seil!" verlangte der Jäger. „Mit deinem Dolch da kannst du prahlen, wenn du den meinen zwischen deinen Rippen fühlst!"

Und wieder gehen sie und stampfen durch das Flockenmeer, nahe schon dem schneebedeckten Gipfel des Olymp, und finden endlich sich am Ziel, stehen da, Aug in Auge. Und werfen ihre Röcke ab.

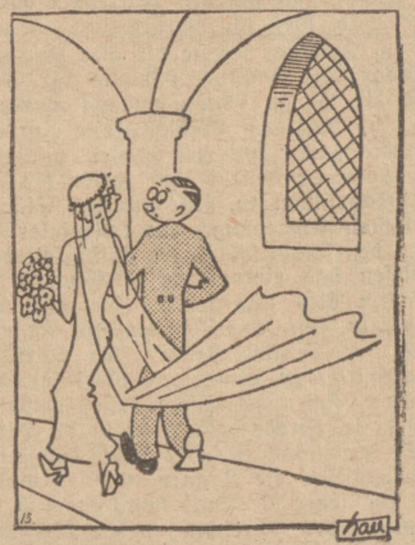
Nur einen Blick noch schickt der Jäger hinab ins Tal, zum Hause der Geliebten, um die er kämpfen wird. Die Hand hält er suchend über seine Augen. Da tritt der Hirt an seine Seite, Schulter an Schulter. „Ehe wir uns schlagen", beginnt er, „möchte ich dir . . ."

„Zur Sache!" schreit der Jäger. „Jetzt ist keine Zeit mehr!" Und er zieht das Messer.

„Ehe wir uns schlagen", wiederholt der andere, „möcht' ich dir noch etwas zeigen!" Und lächelnd zieht er etwas aus der Tasche, einen Ring. „Er ist von ihr. Sie schickte mich, ihn dir zu bringen. Doch bevor ich dir das Herz der Schwester anvertraute, wollte ich wissen, ob das deine — — griechisch ist."

Und wieder gehen sie, gehen stundenlang; lächelnd gehen sie — abwärts.





„Ich konnte keine Brautjungfern heranschaffen, da hab' ich den Schleier gestärkt!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.